

Monika von Bothmer

# **Lehm an meinen Schuhen**

agenda

Monika von Bothmer

# Lehm an meinen Schuhen

Roman



agenda Verlag  
Münster  
2022

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese  
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte  
bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de>  
abrufbar.

© 2022 agenda Verlag GmbH & Co. KG  
Drubbel 4, D-48143 Münster  
Tel. +49-(0)251-799610  
[info@agenda-verlag.de](mailto:info@agenda-verlag.de), [www.agenda-verlag.de](http://www.agenda-verlag.de)

Umschlagbild: Ausschnitt aus dem Gemälde „Lehm an meinen  
Schuhen“ von Sigrid Maria Schulte (© Monika von Bothmer)  
Umschlaggestaltung: Christina von Bothmer

Druck und Bindung: TOTEM, Inowroclaw, Polen

ISBN 978-3-89688-721-4

*Was ist das Neue ohne das Alte?*

*Im Andenken an A. G.*

## Anno Domini 1879

Der Novemberwind fegte über den Rücken des Haarstrangs. Er heulte um die Häuser des kleinen Dorfes auf der Höhe, rüttelte aufgebracht an den Fensterläden und Türen und beugte die Obstbäume gen Osten. Es gab Zeiten, da war er sanfter, aber Ruhe gab er selten.

Die Haar, die sich von Westen kommend bis zur Paderborner Hochebene im Osten erstreckte, die die fruchtbare Bördelandschaft im Norden von den Bergen des Sauerlandes trennte; der Höhenzug, der sich zu der Ebene im Norden langsam absenkte und im Süden steil ins Möhnetal abfiel – diese ganz eigene Landschaft, deren Höhe die Eiszeiten mit ihren Gletschern nicht hatten überwinden können, hatte die Menschen geprägt.

Widerständig waren sie, manchmal bis zum Starrsinn, aufbrausend und aufgelegt zur Auseinandersetzung, wenn ihnen die Einsicht fehlte. Schweigsam wiederum, und mit kühlem Verstand abwägend, wenn die Sache im offenen Kampf nicht zu gewinnen war. Das gegebene Wort zählte, und die Größe des Hofes. Und gottergeben waren sie, wenn die Schicksalsschläge des Lebens sie trafen.

Es war der Tag vor Martini. Nacheinander betraten an diesem Montag vierzehn Männer das Gemeindehaus. Sich gegen den Wind stemmend, waren sie einzeln oder zu zweit über den aufgeweichten Weg, der das Oberdorf mit dem Unterdorf verband, gekommen.

Es waren die Alteingesessenen, die mit ihren Familien seit Jahrhunderten auf ihren Höfen lebten. Sie bildeten die Gemeindeversammlung, die Beschlüsse zur Grundstücksvergabe oder zu den Pachtverträgen, die die Gemeindeflächen betrafen, fasste. Sie entschieden über die Einnahmen der Gemeinde und schlich-

teten Streitigkeiten, damit diese nicht vor dem Land- und Stadtgericht endeten.

Bevor sie den Raum betraten, in dem der Gemeindediener bereits das Feuer im Ofen entfacht hatte, streiften sie an der Tür umständlich den Lehm des Weges ab, der an ihren schweren Schuhen klebte. Sie begrüßten einander, nahmen ihre angestammten Plätze an dem alten Eichentisch ein, tauschten sich aus über die Ernte des vergangenen Sommers und die bevorstehende Winterarbeit in den Wäldern.

Ihre Sprache war das Plattdeutsch ihrer Vorfahren. Der Wind, der beständig über die Kuppen der Höhe strich, färbte den Klang ihrer Sprache. Sie sagten nicht „tu huus“, wie die Menschen in der Ebene. Dort, wo der Wind oft schwieg, wo der Frühling zwei Wochen eher einsetzte, wo der Regen im Sommer seltener regnete, wo die Böden leichter und fruchtbarer waren.

Sie sagten: „Huir sien vui tau huuse.“ – Hier sind wir zu Hause.

Am Kopfende des Tisches hatte ein großer Mann Platz genommen. Über seinem groben, hellen Hemd trug er eine schwarze Joppe. Das dunkle Haar gescheitelt, der Bart mit den grauen Strähnen gestutzt, verliehen schwere Lider über dunklen Augen und ein ernster Blick dem Gesicht eine Schwermut, die durch die tiefen Furchen um den Mund, die sich unter dem Bart abzeichneten, noch unterstützt wurde. Vor sich auf den Tisch hatte er einige lose Blätter gelegt. Die Unterhaltung verstummte, die Köpfe wandten sich ihm zu.

Er blickte in die Runde, sah, dass sie vollzählig waren, notierte es auf einem Bogen Papier und eröffnete die Versammlung ohne große Präliminarien mit dem ersten Punkt des Tages.

Dem Antrag des Schmieds auf Überlassung eines Bauplatzes für ein Wohnhaus, vierunddreißig mal vierundzwanzig Fuß groß, wurde stattgegeben. Ihm sollte nach Schätzung durch den Taxator ein Grundstück an der Mergelkuhle verkauft werden.



Ein weiteres Gesuch um einen Bauplatz wurde, kurz und bündig, ebenso einstimmig abgelehnt. Zu befürchten stand, dass der Antragsteller nicht auf Dauer für seinen Lebensunterhalt würde aufkommen können und dann der Gemeinde zur Last fiel.

Die nächste Angelegenheit war schwieriger zu entscheiden: Die Witwe des Schneiders, deren Haus auf einem Grundstück der Gemeinde stand, war nicht zum ersten Mal säumig mit ihrer Pachtzahlung aus dem Erbpachtvertrag. Sie hatte um Aufschub gebeten.

Zu Wort meldete sich ein großer, vierschrotiger Mann. Das rotblonde Haar, das der Kamm nicht hatte zähmen können, stand ihm widerborstig vom Kopf. Die blauen Augen im rotbackigen Gesicht blickten selbstbewusst und um Aufmerksamkeit heischend in die Runde.

„Sai wiärd äök in uninem Mäonat niet betalen, dai obsternäöstke Aolle. Un sai luiget van uninem tau en anneren. Dai Vadder was aok nit blätter. Dat stüäkt in de Pöste.“

Er hatte recht, der alte Thönnis Schulze. Die Witwe war eine aufrührerische Alte, die mit ihren Geschichten, die sie von Haustür zu Haustür trug, Unfrieden stiftete. Und ob sie in einem oder in zwei Monaten würde bezahlen können, war nicht sicher. Aber was sollte man tun? Sie hatte einen Stall voller Kinder. Schließlich einigten sie sich darauf, ihr Ersuchen zu unterstützen. Letztlich musste der Landrat entscheiden, ob er einer Stundung der Pachteinnahmen zustimmen wollte.

Der letzte Punkt war heikel.

Es lag eine Anzeige auf dem Tisch, der zufolge der Bauer vom Schulzenhof seine Schafe weiterhin auf Gemeindegrund hüten ließe, obwohl er für seine Rechte abgefunden war. Nachdem die Anzeige verlesen war, schlug der alte Thönnis mit hochrotem Kopf die Faust auf den Tisch und sprang von seinem Sitz auf: Seit Jahrhunderten habe seine Familie die Hude genutzt, und

jetzt wolle man ihm einen Strick daraus drehen. Anklagend hatte er sich an den Vorsteher gewandt. Dieser hielt seinem Blick stand. Ruhig erwiderte er: „Siäker, Thönnis, aower dat ies niu vorbui. Diu hiäs uinen Teil van de Hude as duin Eigen kruiget. Dat hiät all suine Riäktigkuit.“

Die blauen Augen des Alten schleuderten Blitze. Doch nun erhoben auch andere ihre Stimmen und wiesen ihn in seine Schranken. Hitzig wurde es. Als Thönnis begriff, dass er auf verlorenem Posten stand, verließ er mit wüsten Beschimpfungen den Saal.

Die Versammlung löste sich nach dieser unschönen Auseinandersetzung bald auf. Für den Heimweg gab es eine Menge zu bereden.

Der Gemeindevorsteher verließ den Saal als Letzter. Sorgsam schloss er die Tür ab und steckte den Schlüssel in die Tasche seiner Joppe. Sein Blick ging zum Himmel. Der Wind hatte sich ausgetobt. Er hatte die Wolken vertrieben und dem Mond einen nachtblauen Himmel überlassen. Die Kirchturmuhren schlug sechs und läutete den Abend ein.

Seufzend machte er sich auf den Weg. Das Ende der Versammlung ließ ihn nicht los. Schwierig war es immer mit dem alten Thönnis, der stets auf seine Rechte pochte, waren es auch nur vermeintliche.

Sein Schritt verlangsamte sich. Er hob den Blick. Vor ihm lag der Hof, auf dem seine Familie seit Jahrhunderten lebte.

Seit fast siebenzig Jahren waren die Bauern nun frei. Sie waren ihren Grundherren nichts mehr schuldig, keine Gutsuntertänigkeit band sie mehr, kein Frondienst. Der Vater hatte das noch erlebt. Aber als der gestorben war, hatte er als dessen Erbe kein Sterbegeld an die kurfürstliche Oberkellnerei zahlen müssen. Und auch kein Auffahrtgeld war mehr fällig geworden, als er im gleichen Zuge den Hof übernommen hatte.

Allein die Höfe blieben im Besitz der Grundherren und muss-

ten weiterhin Kapitalerträge in Naturalien und Geld erbringen. Die großen Herren waren seit jeher erfinderisch gewesen, wenn es um ihre Einkünfte ging.

Er selbst hatte vor Jahren die jährlich fälligen Geldbeträge und Getreideabgaben mit einem Schlag ein für alle Mal abgelöst. Dreihundertachtunddreißig Reichstaler, fünfzehn Silbergroschen und drei Pfennige hatte er zu zahlen gehabt. Seitdem war auch der Hof von den jahrhundertealten Abgaben befreit. Er war ein freier Bauer auf eigenem Grund und Boden. Und sein Sohn würde es gar nicht mehr anders kennen.

Mit seiner ersten Frau hatte er ein neues Haus gebaut. Die Eichen hatte er im eigenen Wald geschlagen. Er hatte niemanden mehr fragen müssen. Als das Holz einige Jahre später, im Frühsommer vor der Ernte, trocken genug war, konnte der Zimmermann das Fachwerk aufstellen. Seine Brust spannte vor Stolz.

Dann hatte ihm seine Frau als viertes Kind endlich den ersehnten Sohn geboren. So viel Glück, er hätte misstrauisch sein sollen. Beim fünften war sie im Kindbett gestorben. Das war ein schwerer Schlag für ihn gewesen. Sie war ihm ans Herz gewachsen mit ihrem freundlichen Wesen und dem sanften Gemüt. Gehadert hatte er. Aber was half es.

„Herr, Dein Wille geschehe.“ Schwerer als da war es ihm nie gefallen, diesen Satz zu sprechen.

Langsam setzte er Fuß vor Fuß. Als seine erste Frau noch lebte, war er gerne nach Hause gekommen. Heute wartete eine andere auf ihn. Im vergangenen Frühjahr hatte er wieder geheiratet. Der Hof brauchte eine Bäuerin und die Kinder eine Mutter. Tüchtig war sie. Da, wo die erste zu nachgiebig gewesen war mit den Knechten und Mägden, griff sie durch. Schroff war sie mit den Kindern, die nicht ihre eigenen waren. Besonders mit dem Jungen.

Einmal war er dazugekommen, als sie ihn angeherrscht hatte,

er solle sich nützlich machen, statt herumzustehen und Maulaffen feilzuhalten. Der Junge, kaum sechs Jahre alt, hatte sich wortlos umgedreht und war gegangen. Er aber hatte den Zorn in den Augen seines Sohnes gesehen. Sie sollte es besser nicht zu weit treiben. Denn er würde der Erbe und nächste Bauer auf dem Hof sein und sie – noch jung genug, um das zu erleben– wäre dann auf sein Wohlwollen angewiesen. Daran würde sich auch nichts ändern, wenn das neue Kind in ihrem Leib ein Sohn werden sollte. Der würde sich einen anderen Platz im Leben suchen müssen.

Schnell war sie schwanger geworden. Ein wenig schämte er sich dafür vor seiner toten Frau.